

REINHARD KLEINDL
Die Klamm



GOLDMANN

Lesen erleben

Reinhard Kleindl

Die Klamm


Thriller

GOLDMANN

Nachweis S. 7

Franz Kafka. *Die Verwandlung*. Bücherei »Der jüngste Tag« Bd. 22/23.
Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1916.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht
zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe November 2019

Copyright © 2019 by Reinhard Kleindl

Copyright © dieser Ausgabe 2019

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: arcangel/Nestor Roman

KS · Herstellung: ik

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48940-4

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Markus, den Meister der Fantasie,
der mir all die unheimlichen Bücher und Filme zeigte,
für die ich viel zu jung war.*

Als Gregor Samsa eines Morgens aus
unruhigen Träumen erwachte,
fand er sich in seinem Bett zu einem
ungeheuren Ungeziefer verwandelt.

Franz Kafka, *Die Verwandlung*

Prolog

Philipp Schreiner beugte sich hinunter zu dem kleinen Astloch in der Holzwand und spähte durch die Öffnung. Warme, trockene Luft, die nach Wald und Pilzen roch, drang durch das Loch und stieg ihm in die Nase. Draußen schien die Sonne, und das frische hohe Gras leuchtete grell. Ein Paradies, still und friedlich, nur Zentimeter von der Hölle entfernt, in der er sich befand.

Noch vor wenigen Stunden war alles in Ordnung gewesen. Er war in seinem Bett aufgewacht und hatte Schritte gehört, Türen, die sich öffneten und wieder schlossen. Er hatte gemeint, frischen Kaffee zu riechen. Offenbar hatte sich seine Frau wieder einmal aus dem Bett geschlichen, um Kaffee zu kochen. Ein kleiner Liebesbeweis, der ihm viel bedeutete. Doch dann hatte er eine Bewegung neben sich wahrgenommen und feststellen müssen, dass seine Frau gar nicht aufgestanden war. Es hatte auch nicht nach Kaffee gerochen. Sie hatte ihn schlaftrunken angesehen, und noch immer war das Geräusch von Schritten aus dem Erdgeschoss zu ihnen gedrungen. Sie waren erst verstummt, als er nach unten gegangen war. Er hatte das ganze Haus durchsucht, ohne Spuren eines Einbruchs zu finden. Da hätte er die Polizei informieren sollen.

Jetzt, wo er darüber nachdachte, war das gemeinsame Frühstück mit seiner Frau das Beste in seinem Leben gewesen. Er hatte sich manchmal gefragt, womit er so viel Glück verdient hatte. Doch vielleicht, so dämmerte ihm, stellte er die Frage falsch. Vielleicht musste er sich dieses Glück erst verdienen, hier und jetzt. Bei dem, was kam. Schließlich war das alles hier seine Schuld.

Seit etwas mehr als einem Tag waren er und seine Frau und ihr neunjähriger Sohn Eric nun schon in diesem fensterlosen, dunklen Holzverschlag eingesperrt. Eine Fluchtmöglichkeit gab es nicht, davon hatte er sich überzeugt. Von außen brannte die Sonne auf die Bretter. Es war heiß und stickig, und er konnte seinen eigenen Schweiß riechen. Durst plagte ihn, und seine Zunge klebte ihm trocken im Mund. In der Ecke neben ihm kauerte seine Frau, den Kopf an die Holzwand hinter ihr gelehnt. Sie hatte den Arm um Eric gelegt, der an sie gekuschelt schlief. Ihr Sohn verstand nicht, was mit ihnen passierte, aber neben seinen Eltern fühlte er sich sicher, noch. Wie es seiner Frau ging, konnte Philipp Schreiner nicht genau sagen. Die dünnen Sonnenstrahlen, die durch Ritzen und Astlöcher fielen, boten zu wenig Helligkeit, als dass er ihr Gesicht genau hätte sehen können. Doch jedes Mal, wenn er ihre Hand nahm und sie drückte, erwiderte sie den Druck.

Angestrengt starrte er durch das Loch in der Hoffnung, einen Blick auf den Menschen zu erhaschen, der sie hier gefangen hielt und der sie durch eine Luke mit zwei Plastikflaschen voll warmem, abgestandenem Wasser versorgt hatte. Eine Gestalt, die eine Sturmhaube und einen wei-

ten Overall trug und nicht mit ihnen sprach. Selbst als sie ihn und seine Familie mit einem schmalen rostigen Jagdmesser in der Hand in diesen Verschlag gezwungen hatte. Er glaubte, dass es sich um einen Mann handelte, aber mit Bestimmtheit konnte er es nicht sagen. Er wusste nur, dass diese Person vorgestern in seinem Haus gewesen war und sich dort, den langsamen Schritten nach zu urteilen, mit großer Ruhe umgesehen hatte, als wäre es ihr Zuhause. Was sie von ihnen wollte, darauf konnte er sich keinen Reim machen. Aber er hatte zuvor erkennen können, dass die Person Vorräte und Werkzeug irgendwohin trug – Paletten mit Dosen, eine große Packung Klebeband, eine Lötlampe und mehrere große gläserne Objekte, die er als Spiegel identifiziert hatte.

Plötzlich vernahm Philipp Schreiner ein leises, monotones Murmeln. Er kniff die Augen zusammen und spähte erneut angestrengt durch das kleine Loch. Er sah, wie die Gestalt draußen vorbeitrottete. Sie hatte etwas Schwarzes in der Hand, das wie ein Handy aussah, und hielt es sich nah ans Gesicht.

Philipp Schreiner überlegte, ob er sie ansprechen sollte, doch er überlegte zu lange, und der Mensch im Overall verschwand aus seinem Blickfeld. Verzweifelt presste er das Gesicht an das raue Holz, doch er konnte ihn nicht mehr sehen.

Da spürte er ein Jucken an der Stirn und zuckte zusammen. Etwas war über seine Schläfe gekrabbelt. Eine Spinne? Er wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht, dann starrte er wieder durch das Loch.

Vor Schreck machte er einen Satz nach hinten. Seine Nackenhaare stellten sich auf. War das Bild real gewesen? Er näherte sich erneut dem Astloch.

Dicht vor der Öffnung stand die Gestalt mit der Sturmhaube. Doch die Haube schien zu leben, Dutzende kleine braune Ameisen krabbelten darauf herum. Etwas an ihnen sah nicht natürlich aus, sie glichen nicht den Ameisen, die er kannte. Einige hatten große, missgebildete Köpfe. Wie wild krabbelten die Tiere auf dem Wollstoff hin und her, fast wirkten sie hysterisch auf ihn.

Die Gestalt hingegen stand regungslos da und starrte ihn aus den beiden Sichtlöchern der Haube mit kalten Augen an.

Sonntag, 17:00 Uhr

Anja hatte das Gefühl zu ertrinken. Sie verstand, dass dieses Szenario nicht ganz abwegig war, auch wenn es völlig lächerlich wäre, gerade hier, gerade jetzt.

Sie konnte das Ufer nicht sehen. Wie oft sie schon Wasser geschluckt hatte, wusste sie nicht. Sie paddelte mit den Armen wie eine in den Pool geworfene Katze und spürte ihre Kräfte schwinden. Bereits vor zwanzig Minuten hatte sie geglaubt, nicht mehr weiterschwimmen zu können. Inzwischen war sie vollkommen erschöpft, und ein Teil von ihr fühlte die sich anbahnende Gefahr. Dass man sie rechtzeitig retten würde, war keineswegs sicher. Der Gedanke erfüllte sie absurderweise nicht mit Angst, sondern mit Unglauben. Sie hätte gelacht, wenn sie gekonnt hätte.

Triathlon. Anderthalb Kilometer schwimmen, vierzig Kilometer Rad fahren, dann noch zehn Kilometer laufen. Die Triathleten nannten das »Kurzdistanz«. Wie hatte sie auf diese kranke Idee kommen können? Nicht dass sie jemandem etwas beweisen musste. Sie war einfach von der Begeisterung für diesen Sport gepackt worden, als sie vor einiger Zeit eine Gruppe Triathleten getroffen hatte – einen bunten Haufen Männer zwischen 25 und 60 mit erfrischend derbem Humor. Es hatte sie beeindruckt, wie

konsequent diese ihr Trainingsprogramm abgespult hatten. Es sah alles so einfach aus. Das gefiel ihr, also hatte sie gefragt, ob sie mittrainieren durfte. Und das harte Training hatte ihr gutgetan, sie hatte es genossen zu beobachten, wie ihre Muskeln immer straffer wurden. *Haltet euch fest, ihr Teenagermädel, 40 ist das neue 20!*

Doch dann hatte sie zwei-, dreimal abends für ihre alte Firma als Türsteherin ausgeholfen und die eine oder andere Trainingseinheit versäumt. Kurz hatte sie überlegt, auf den Start beim Wettkampf heute zu verzichten. Aber Anja war niemand, der schnell aufgab. Schwimmen war ihre schwächste Disziplin, wenn sie das durchstand, würde sie den Wettkampf erfolgreich beenden, das wusste sie. Doch nun schien alles anders zu kommen.

Erneut schluckte sie Wasser. Röchelnd versuchte sie, Luft zu holen, doch sie schaffte nur ein verkrampftes Husten. Sie spürte, wie sinnlos ihr Paddeln war. Ihr Körper fühlte sich schwer im Wasser an, sie hatte das Gefühl, in die Tiefe gezogen zu werden, als hätte man ihr Bleigewichte umgehängt. Es hatte keinen Zweck, also warum wehrte sie sich?

Kurz tauchte ihr Gesicht unter Wasser, und sie erkannte, dass es wirklich gefährlich wurde. Panik erfasste sie und umschloss sie eisern, lähmte ihre Bewegungen. Sie konnte sich einfach nicht länger über Wasser halten, sie würde sinken. Doch dann merkte sie, dass ihr Kopf nach einem Moment wieder die Wasseroberfläche berührte. Anja tat, was sie schon vor zehn Minuten hätte tun sollen, und drehte sich auf den Rücken. Sie hustete das restliche

Wasser aus, holte zweimal tief Luft und zwang sich, ruhig zu atmen, während sie vorsichtig mit Wechselschlag begann.

Anja bemerkte das Ufer erst, als sie mit einer Hand im seichten Wasser den Grund berührte. Sie drehte sich wieder auf den Bauch, krallte die Finger in den Untergrund und zog sich voran, bis sie mit dem Oberkörper halb auf dem Kies lag. Aus den Augenwinkeln sah sie einen freiwilligen Helfer, einen pickeligen Burschen mit schwarzer Schirmkappe und zu großem weißem T-Shirt, auf dem die Sponsorenlogos des Wettkampfs aufgedruckt waren. Er blickte sie zuerst überrascht an, dann lachte er sie aus. Anja zeigte ihm den Stinkefinger und wandte sich ab. Als sie sich aufrappelte, schwor sie sich, nie wieder quer durch einen See zu schwimmen, was auch passieren mochte. Von nun an würde sie in Ufernähe bleiben.

Sie kam auf die Füße und blickte sich um, die Hände auf die Oberschenkel gestützt. Sie hatte erwartet, die Letzte zu sein, doch um sie herum erreichten immer noch andere Teilnehmer das Ufer, ein alter Mann um die 70, der sich langsam bewegte und sehr glücklich wirkte, und ein junger übergewichtiger Typ, der die Zähne zusammenbiss und einen Punkt in der Ferne fixierte, wie ein prähistorischer Jäger eine Hirschkuh anvisiert. Unmittelbar neben dem abgesperrten Wettkampfbereich befand sich der öffentliche Badestrand. Dort spielten im seichten Wasser Kinder mit einem aufgeblasenen Delphin, und auf dem Sandstrand sonnten sich ein paar schlanke Frauen in Bikinis, von denen eine neugierig unter ihrem Sonnenhut

hervorlugte und die Ankommenden beobachtete. Das Ufer des Sees war zu großen Teilen mit den Villen von Neureichen zugebaut, dies war einer der wenigen öffentlichen Badestrände.

Anja sah auf ihre wasserdichte Armbanduhr und erkannte, dass ihre Zeit nicht einmal schlecht war. Sie war immer noch im Rennen, und die schwierigste Disziplin lag hinter ihr. Was jetzt? Weiter?

Ich will aber nicht mehr. Keine Chance!

Sie richtete sich auf und stellte fest, dass sie stehen konnte. Die Fahrräder waren auf dem Parkplatz hinter den Duschen des Strandbades aufgereiht. Anja erblickte das Dach des Duschgebäudes und begann zu laufen. Ihre Muskeln brannten. Alles in ihr schien sich gegen die Bewegung zu wehren, doch nach ein paar Augenblicken verschwand das Gefühl. Ihr Körper schien zu akzeptieren, dass es weiterging. Sie fühlte sich von ihm betrogen.

Hey, ich bin eben fast ertrunken!

Anja musste einen Moment lang über sich selbst lachen, wobei ihr der Hals vom Husten wehtat. Doch da sie nun einmal in Bewegung war, konnte sie genauso gut ihr Rennrad suchen. Die Räder hingen an Ständern, die man quer über den Parkplatz aufgestellt hatte. Anjas Rad, ein leichtes futuristisches Gebilde mit Carbonrahmen, war gebraucht, eine Leihgabe ihrer Trainingsgruppe. Sie hätte sich so ein Teil niemals leisten können.

Am liebsten hätte Anja sich aus dem Neoprenanzug geschält und etwas Trockenes angezogen, doch das brauchte Zeit – Zeit, die Triathleten nicht hatten. Sie

verwendeten Anzüge mit eingenähten Sitzpolstern, mit denen sie direkt aufs Fahrrad steigen konnten. Das Neopren trocknete im Fahrtwind.

Anja fand ihr Carbonrad neben einem klapprigen grünen Rennrad, das aus den 70ern zu stammen schien. Vor dem Start hatten hier lauter Hightech-Räder gestanden, doch nun war davon nur noch ihres übrig, ein Ferrari zwischen aufgemotzten Fiats. Ein grotesker Hinweis darauf, dass sie nicht hierhergehörte.

Anja blieb stehen und gönnte sich zwei tiefe Atemzüge.

Wenn ich jetzt aufs Rad steige, muss ich das durchziehen.

Warum sollte sie? Gab es irgendeinen Grund? Oder war es nur die Angst, die ihr keine andere Wahl ließ? Die Angst vor der Leere?

Da erst bemerkte Anja, dass sie beobachtet wurde.

Wie lange die Frau schon dagestanden hatte, konnte Anja nicht sagen. Sie wirkte hier so fehl am Platz, dass ihr Hirn sie ausgeblendet hatte. Sie trug ein abgenutztes schwarzes Nonnengewand, komplett mit Schleier. Ihr altes, faltiges Gesicht sah aus, als hätte man ihm alle Farbe entzogen, und sie hatte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

Die Frau stand in einigen Schritten Abstand zu ihr da und schien sich nicht näher heranzuwagen. Als sie zu sprechen begann, war ihre Stimme so leise, dass Anja sie fast nicht verstand.

»Sind Sie Anja Grabner?«

»Kennen wir uns?«, fragte Anja zurück.

»Ich habe Sie gesucht.«

Anja sah sich nach der Radstrecke um. Sie führte nach rechts von der Wechselzone weg, eine abgesperrte Asphaltstraße entlang. »Was wollen Sie?«

»Ich muss mit Ihnen reden«, sagte die Frau. Es klang wie die Feststellung von etwas Selbstverständlichem, nicht wie eine Forderung.

Ärger stieg in Anja auf. »Sehen Sie nicht, dass ich mitten in einem Rennen bin?«

Die Nonne sah sie fragend an. Sie war immer noch sehr ruhig, der Trubel des Rennens schien nicht bis zu ihr durchzudringen. Sie schüttelte den Kopf.

»Man hört mir nicht zu. Alle sagen, es ist unmöglich. Aber Sie werden es verstehen.«

»Was verstehen?«

Ihre Augen fixierten Anja. »Er ist zurück! Es beginnt alles von vorn!«

Anja wollte nachfragen, was die Frau damit meinte, als sie einen Luftzug spürte.

»Los, weiter!«, rief ein anderer Triathlet ihr zu, der an ihr vorbeiechtete, um zu seinem Rennrad zu gelangen. Anja erkannte ihn, er hieß Peter und war aus ihrer Trainingsgruppe.

»Ja, ja, ich mache gleich weiter.« Sie sah ihm nach, wie er auf seinem Rad davonfuhr und in die Pedale trat, als hinge sein Leben davon ab, dann wandte sie sich wieder der Nonne zu.

Doch die Frau war verschwunden.

Wenig später saß Anja hinter dem Steuer ihres Citroëns

und fuhr auf der Autobahn Richtung Wien. Ihre Laune war miserabel.

Wieder eine ihrer verrückten Ideen, die sich in Luft aufgelöst hatte. Sport war eine tolle Sache, aber Triathlon? Mit 43? Was für eine Schnapsidee! Und es war nicht die erste in den letzten Monaten gewesen. Sie hatte Kitesurfen ausprobiert, in der Band ihres Bekannten Lars als Bassistin ausgeholfen und einige der steilsten Felswände des Landes auf Klettersteigen erklommen. Bei allem hatte sie sich eingeredet, dass sie die Freiheit genoss, all das tun zu können, worauf sie Lust hatte. Doch seit ein paar Wochen hatte sie ungebetene Gedanken, die sich nicht mehr verscheuchen ließen.

Wie soll ich mich frei fühlen, wenn ich auf einem Berg mit Karabinern an einem Stahlseil hänge wie ein Hund an einer Leine? Und wozu überhaupt?

Sie wusste es nicht, und sie ärgerte sich darüber, dass diese Frage plötzlich wichtig wurde. Hatte sie wirklich eine Sinnkrise, wie ihr Vater es ihr vor Kurzem unterstellt hatte?

Anja lehnte sich auf dem Sitz nach rechts, kramte eine zerkratzte Hardrock-CD aus dem Handschuhfach und schob sie in den Player. Sie drehte die Musik laut auf, um die Gedanken zu verscheuchen. Doch nach zwei Songs schaltete sie die Anlage wieder ab. Dieses Album hörte sie nun seit über zwanzig Jahren, aber heute ging es ihr auf die Nerven.

Sie beschloss, in der Wiener Innenstadt noch auf einen Sprung in eine Bar zu gehen und ihren Frust in zwei, drei

Cocktails zu ertränken. Es war ein Ritual, das über die Jahre ein fixer Bestandteil ihres Lebens geworden war und das sie in den Wochen intensiven Trainings vernachlässigt hatte: Bei schlechter Laune trank sie Gute-Laune-Getränke, aus purem Trotz. Mit einer Caipirinha in der Hand war es nahezu unmöglich, sich selbst zu bemitleiden. Der Gedanke gab ihr Mut.

Jetzt, wo die Musik aus war, empfand sie das Brummen des Motors als noch monotoner als sonst. Die Nonne kam ihr wieder in den Sinn.

Nachdem sie sich umgezogen hatte, hatte Anja noch eine Runde über das Gelände am See gedreht und einen Blick in das Zelt der Rennleitung geworfen, doch sie hatte die Frau nirgends mehr entdecken können. Bei der Information, die aus einem Biertisch mit einem Sonnenschirm bestand, hatte sie auch nichts erfahren. Niemand sonst hatte die Nonne gesehen. Sie war offenbar aus dem Nichts aufgetaucht und ebenso spurlos wieder verschwunden, wie ein Trugbild. Anja erfuhr, dass die Ordner regelmäßig Leute des Geländes verwiesen, die sich unbefugt hinter die Absperrung begaben.

Es war nicht das erste Mal, dass Anja von schrägen Personen kontaktiert wurde, die irgendwo ein Verbrechen vermuteten. Meist handelte es sich um pensionierte Männer, denen langweilig war und die ihr spätnachts lange Facebook-Nachrichten schrieben. Ihren Facebook-Account hatte sie vor Monaten gelöscht, was ihr gutgetan hatte. Ein paarmal hatte sogar jemand ihre E-Mail-Adresse herausgefunden. Nur persönlich war sie bisher noch nie

angesprochen worden. Wie hatte die Frau sie gefunden? Waren die Startlisten des Rennens im Internet einsehbar gewesen? Anja konnte sich keinen Reim darauf machen.

Sie werden es verstehen.

Sie schüttelte den Kopf und trat aufs Gas. Doch die seltsame Begegnung ließ sie nicht los. Kurz entschlossen wählte sie eine Nummer über die Freisprechanlage des Autos.

»Wer ist da?«, meldete sich gepresst eine bekannte Stimme.

»Hallo, Kaspar! Wie geht es dir?«

»Anja?«

Anja hörte ein Poltern im Hintergrund, dann einen unterdrückten Fluch. »Kaspar?«

Kaspar Deutsch war Chefinspektor beim Landeskriminalamt Wien und Leiter der Mordgruppe. Er hatte diesen Posten vor mehr als sechs Jahren von Anja selbst übernommen, als sie aus dem Polizeidienst ausgeschieden war. Seither versuchte er, sie zur Polizei zurückzuholen. Nach den Ereignissen in Stein, wo sie letztes Jahr auf eigene Faust im Fall des verschwundenen Bankiers Bert Köhler ermittelt hatte und mit einer Mischung aus Blauäugigkeit und Hartnäckigkeit eines der großen, ungelösten Verbrechen Österreichs aufgeklärt hatte, hatte er ihr das Versprechen abgerungen, sich die Rückkehr in sein Team zu überlegen, und wartete seither auf ihren Anruf. Sie hoffte, dass sie ihm keine falschen Hoffnungen machte, denn der Grund für ihren Anruf war die alte Frau am See.

Einige Sekunden lang war der Ton gedämpft, dann hörte sie Kaspars schnellen Atem. »Was willst du?«

»Ich wollte hören, wie es dir geht!«, entgegnete sie fröhlich.

Er zögerte. »Muss das jetzt sein?«

Anja war überrumpelt. Sie registrierte, dass er sich nicht über ihren Anruf freute. »Nein, gar nicht«, sagte sie schnell. »Ich wollte nur ... Ich kann mich auch später melden.«

»Ist es denn wichtig?«

»Nein, ich dachte nur ... Ich wollte ...«

»Hör zu, ich krieg das alles gerade nicht auf die Reihe.«

»Okay, tut mir leid ...«

Doch da hatte er bereits aufgelegt.

Anja war perplex. Was war denn das gewesen? Wie konnte er sie so abwimmeln, nachdem sie monatelang nichts voneinander gehört hatten? Doch sofort meldete sich ihr schlechtes Gewissen. Sie wusste, wie viel Kaspar arbeitete. Dass er dennoch genug Zeit für seine Familie fand, grenzte an ein Wunder. Manchmal arbeitete er auch nachts, wenn alle anderen schliefen. Doch noch nie hatte sie ihn so schlecht gelaunt erlebt.

Sie beschloss, ihn in Ruhe zu lassen. Sie mochte Kaspar wirklich gern, und er mochte überarbeitet sein, aber so konnte er sie nicht behandeln.

Anja überholte ein Auto, das langsam auf der Mittelspur fuhr.

Also doch Cocktails.

Es dauerte nicht lange, bis das Telefon wieder klingelte. Kaspars Nummer erschien auf dem Display.

»Jetzt tut es dir leid, oder was?«, sagte Anja.

So leicht wollte sie es ihm nicht machen. Sie ließ es einige Male klingen, dann legte Kaspar auf.

Bestimmt wollte er sich entschuldigen. Sie würde ihn zurückrufen, wenn sie in Wien angekommen war. So lange durfte er über seinen Ton nachdenken.

Im nächsten Moment zeigte das Gerät an, dass sie eine Nachricht bekommen hatte. Anja warf einen Blick auf die Straße, dann hob sie das Handy hoch zum Lenkrad und rief die Nachricht ab.

Sorry, ist gerade etwas viel. Wollen wir uns treffen?

Anja seufzte. Sie konnte hier nirgends anhalten. Also schrieb sie nur: *Wo?*

Kurz darauf erhielt sie eine weitere SMS. Kaspar schickte sie ans nördliche Ende der Stadt.

Eine halbe Stunde später fuhr Anja den Donaukanal entlang, bevor sie sich links hielt. Hier wurde die Besiedlung dünner, die Stadt nahm einen fast ländlichen Charakter an, mit Einfamilienhäusern und Weinlauben. In einem kleinen Schloss war ein Realgymnasium untergebracht. Kaspar selbst wohnte auch in so einer Gegend, wenn sie sich richtig erinnerte. Mit Kindern war das besser als mitten in der Stadt.

Obwohl es ein warmer Augusttag war, trug Kaspar eine Windjacke und hatte die Hände in die Taschen gesteckt. Er stand gebeugt da und starrte auf den Boden. Als er Anja entdeckte, winkte er ihr zu.

Sie umarmten sich.

»Du schaust gut aus«, sagte er.

»Du auch«, gab sie zurück, obwohl es nicht stimmte. Kaspar sah überarbeitet aus. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen.

»Danke, dass du Zeit hast«, sagte sie. »Wegen vorhin – was war denn los?«

»Ich muss mich entschuldigen«, entgegnete er mit gesenktem Blick. »Du hast mich zu einem ungünstigen Zeitpunkt erwischt.«

Anja musterte ihn. »Ist alles in Ordnung?«

Er rang sich ein Lächeln ab. »Es geht schon. Ich nehme ab übernächster Woche Zeitausgleich.«

Das beruhigte Anja etwas. »Was tun wir hier?«

»Ich möchte dir etwas zeigen. Hast du Zeit?«

»Hier?«, fragte Anja verwundert. »Klar, warum nicht.«

»Dann komm mit.«

Das Haus, zu dem Kaspar sie führte, war klein, himmelblau gestrichen und gefiel Anja sofort. Sie war sonst eher der Wohnungstyp – eine kleine Welt, die sich gut in Ordnung halten ließ –, aber wenn sie sich für ein Haus entscheiden müsste, dann vermutlich für so eines. Kaspar zog einen Schlüssel aus einem Plastiksäckchen der Spurensicherung hervor und sperrte die Tür auf. In Anja machte sich ein mulmiges Gefühl breit. Kaspar war Leiter der Mordgruppe – wollte sie wirklich sehen, was in diesem Haus war?

»Komm rein«, sagte Kaspar, der ihre Gedanken zu erraten schien. »Es ist harmlos, ich verspreche es.«

Anja folgte ihm. Sie betrat einen gefliesten Vorraum mit einem Schuhregal, in dem bunte Turnschuhe, dünne Barfußschuhe, Hauspantoffeln und Kinderschuhe sowie orangefarbene Gummistiefel in Kindergröße standen. Daneben befand sich ein Schirmständer, in dem zwei große Regenschirme lehnten. An Garderobenhaken hingen zwei graue Softshelljacken, eine größere und eine kleinere, sowie eine gesteppte Kinderjacke. Sie glaubte, hier eine beschauliche Lebensweise wahrzunehmen, die ihr aus irgendeinem Grund auf Anhieb sympathisch war.

Kaspar ging durch eine weitere Tür und schaltete das Licht ein. Anja folgte ihm in ein Wohnzimmer mit breitem Durchgang zur Küche, in dessen Mitte ein Kachelofen mit weißen und grünen Fliesen thronte. Es roch leicht nach Essig, wie von einem ökologischen Bodenreiniger. Manche der Möbel schienen selbst gebaut zu sein. Hier hatte jemand keine Scheu davor, Holz von Baustellen zum Zimmern zu verwenden. Das gelbe Holz von Schaltafeln war bei einer Sitzbank noch gut zu erkennen. Die Bank und das Regal in der Küche, das aus Siebdruckplatten gebaut war, schienen viel in Verwendung zu sein und gefielen ihr. Sie war überzeugt, dass diese von einer Frau stammten. Der Mann saß bestimmt lieber vor dem Computer – die mattschwarze, stylische Computermaus dürfte ihm gehören. Das Kind – Anja glaubte zu sehen, dass es ein Einzelkind war – schien das handwerkliche Talent der Mutter geerbt zu haben. Sie entdeckte Buntstift- und Ölkreidezeichnungen an den Wänden: ein

Auto, einen Hund, zwei große Personen, die eine kleine an den Händen hielten. Sie schätzte den Künstler auf zehn Jahre und fand, dass er ein Händchen fürs Malen hatte. Er hatte die Umrise von Menschen und Autos gezeichnet, ohne irgendwo nachzubessern.

Anja hatte widersprüchliche Gefühle. Sie spürte, dass sie tief in die Intimsphäre dieser Familie eindrang, zu tief. Ein kleines Haus voller Leben – ein Leben, wie sie selbst es sich nie gewünscht hatte. Der Gedanke an ein geordnetes Familienleben hatte ihr immer Unbehagen bereitet. Warum, wusste sie selbst nicht so genau.

Kaspar hatte sich an den Küchentisch gesetzt, und Anja gesellte sich zu ihm.

»Wer wohnt hier?«, fragte sie.

»Anna und Philipp Schreiner, 34 und 31 Jahre alt. Sie haben einen Sohn, Eric, er ist neun.«

Anja erkannte, warum sie diese Menschen so deutlich zu spüren glaubte: Sie hatte ihren Geruch in der Nase. Noch vor Kurzem hatte jemand hier den Boden gereinigt. In ihrer Fantasie war es der Mann, der das tat. Sie hatte das Gefühl, jeden Moment von dieser Familie ertappt zu werden. Doch dann sah sie den Plastikbeutel für den Schlüssel, den Kaspar auf den Tisch gelegt hatte.

»Philipp Schreiner arbeitet als Betreuer für schwer erziehbare Jugendliche, in einem Wohnheim hier in der Nähe. Seine Frau Anna ist Grafikerin.«

Falsch gedacht. Der Computer gehört der Frau.

»Wo sind sie?«, fragte Anja.

»Keine Ahnung.«

Kaspar sah sie auf eine Weise an, die ihr nicht gefiel.

»Sag schon«, meinte Anja und lachte unsicher. »Spann mich hier nicht auf die Folter.«

»Ich würde es dir gern sagen. Aber ich weiß es nicht. Niemand weiß es.«

»Die Familie ist verschwunden?«

Kaspar nickte.

Anja musste unwillkürlich schlucken, wobei sie bemerkte, dass ihr Hals immer noch schmerzte. »Erzähl mir mehr«, bat sie.

»Die Nachbarin hat am Mittwoch den Notruf gewählt. Sie meinte, dass bei der Familie Schreiner etwas nicht stimme. Wie sie darauf kam, konnte sie nicht schlüssig erklären. Eine Streife ist zum Haus gefahren, doch den Kollegen ist nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Die Schreiners waren nicht daheim, aber es stellte sich heraus, dass sie am Vortag noch hier gewesen waren. Das war am Dienstag.«

Anja nickte.

»Damit hätte die Sache erledigt sein können«, fuhr Kaspar fort. »Die Nachbarin rief nicht noch einmal an. Am Freitag fuhr einer der Beamten, die mit ihr gesprochen hatten, noch einmal hier vorbei. Er sah, dass der Briefkasten nicht geleert worden war. Da hat er uns verständigt. Wir fanden heraus, dass Philipp und Anna Schreiner tatsächlich Urlaub hatten. Bis einschließlich gestern. Heute hätte Philipp Schreiner wieder zu einem Wochenenddienst in dem Wohnheim erscheinen sollen. Was er nicht getan hat. Die Lage ist also unverändert,

noch immer ist unklar, wo sich die Familie Schreiner aufhält. Und ich frage mich jetzt, was ich tun soll.«

Anja brauchte einen Moment, bis sie das Gesagte verarbeitet hatte und begriff, dass Kaspar ihren Rat suchte.

»Du hast ja offensichtlich schon etwas unternommen, oder?«, erwiderte sie. »Immerhin hast du einen Schlüssel.«

»Der Schlüssel stammt von der Nachbarin, sie gießt hin und wieder die Blumen.«

Anja überlegte. »Was sagen die Angehörigen dazu? Hast du mit ihnen gesprochen?«

»Sie waren nicht wirklich hilfreich. Das Verhältnis scheint nicht das beste zu sein. Und bis jetzt machen sie auch nicht den Eindruck, als würden sie sich Sorgen machen.«

Anja sah sich in der Küche um. Philipp Schreiner hätte heute wieder zur Arbeit gehen sollen, aber er war nicht hier. Langsam verstand sie, worauf Kaspar hinauswollte. Das unberührte Haus, der Schlüssel im Plastikbeutel.

Sie blickte Kaspar in die Augen. »Wir dürften gar nicht hier sein, oder? Es gibt weder eine Anzeige noch einen Durchsuchungsbeschluss?«

»Du hast recht«, bestätigte Kaspar. »Offiziell sind wir nicht hier.«

»Warum hast du dir keinen Durchsuchungsbeschluss besorgt? Du könntest Probleme bekommen«, stellte Anja fest.

Kaspar wischte ihren Einwand mit einer Handbewegung beiseite. Das schien ihn überhaupt nicht zu belasten. Er ließ seinen Blick durch den Raum schweifen, betrach-

tete das Innere eines Hauses, das genauso gut sein eigenes hätte sein können. Etwas daran gefiel ihr nicht. Warum hatte er sie hierhergerufen?

»Es beschäftigt dich«, stellte sie fest.

»Das tut es. Ich frage mich, ob ich nach ihnen fahnden lassen soll.«

Anja starrte Kaspar verständnislos an. »Warum solltest du es nicht tun?«

Er schüttelte den Kopf. »Du hast recht, es gibt keinen Grund, länger zu warten.«

Er seufzte und richtete sich auf. Auf seinem Gesicht zeigte sich ein Anflug von Erleichterung, aber auch Trauer. Anja verstand gar nichts mehr.

»Ich schreibe sie heute noch zur Fahndung aus«, sagte er. »Es ist alles vorbereitet.«

»Das ist alles?«, fragte sie. »Das wolltest du mich fragen?«

»Ja, danke, du hast mir sehr geholfen. Wirklich.« Er lächelte warm und irgendwie wehmütig.

Kaspar führte Anja aus dem Haus, und sie blieben auf dem Gehsteig stehen.

»Was ist mit dir?«, fragte er. »Du hast mich doch nicht ohne Grund angerufen. Das letzte Mal bei der Köhler-Sache musste ich dir drohen, damit du deinen Hintern hochkriegst. Was ist los?«

Anja dachte an die alte Nonne. Sie gab sich einen Ruck und erzählte Kaspar von dem Triathlon. Ihren Überlebenskampf im Wasser verschwieg sie, sondern kam direkt auf die Frau zu sprechen. »Sie muss meinen Namen auf der

Teilnehmerliste gesehen haben. Sie hat definitiv nach mir gesucht.«

»Eine Nonne? Was wollte sie von dir?«

»Das ist es ja, was ich nicht genau verstehe. Sie sagte ein paar kryptische Sachen: ›Niemand versteht es. Er ist zurück, es beginnt alles von vorn.« Ich war nur kurz abgelenkt, und bevor ich nachfragen konnte, war sie wieder verschwunden.«

Kaspar schien einen Moment lang in Gedanken versunken zu sein.

»Weißt du, was sie gemeint haben könnte?«, drängte Anja, nachdem er nicht antwortete. »Was beginnt von vorn?«

Kaspar runzelte die Stirn. »Keine Ahnung. Warum sollte ich etwas darüber wissen?«

»Ich weiß auch nicht. Ich hatte einfach den Eindruck, dass sie es ernst meinte. Ich dachte, es gibt vielleicht einen aktuellen Fall, mit dem es zu tun hat. Könnte sie die Sache hier gemeint haben?« Anja machte eine ausladende Handbewegung in Richtung des Hauses der Familie Schreiner.

»Hast du nicht gesagt, du bekommst immer wieder Nachrichten von Spinnern?«, gab Kaspar zurück.

»Stimmt.«

Er sah nachdenklich und müde zu Boden. Dann veränderte sich seine Miene, und er setzte ein gleichmütiges Lächeln auf. »Ich glaube nicht, dass es etwas bedeutet, wenn ich ehrlich bin. Aber wenn du willst, können wir zum LKA fahren, und ich nehme deine Aussage auf.

Dann kannst du mir eine genauere Personenbeschreibung geben.«

Anja ärgerte sich über Kaspars desinteressierte Antwort. Doch für ihn schien das Thema damit erledigt.

»Ich weiß nicht, ob ich mit dir zum LKA fahren will.«

Kaspar brach in Gelächter aus.

»Was?«, fuhr Anja ihn an.

»Jetzt zier dich nicht.«

»Wie bitte?«

Er musterte sie, als wartete er auf eine Reaktion. »Es reizt dich doch wieder! Die Polizeiarbeit. Ich kann es in deinem Gesicht sehen!«

Anja verschränkte die Arme. Sie fühlte sich nicht ernst genommen. Außerdem irritierte sie, wie schnell er das Thema wechseln wollte. Was bedrückte ihn? Warum zeigte er ihr dieses Haus, ohne überhaupt einen Durchsuchungsbeschluss erwirkt zu haben? Warum hatte er sie um Rat gebeten?

»Kommst du jetzt noch mit aufs LKA oder nicht?«, fragte Kaspar.

Anja überlegte. »Von mir aus.«

Sie wusste, dass sie keine Ruhe finden würde, wenn sie jetzt nach Hause fuhr. Vielleicht konnte sie herausfinden, was mit ihm los war.

Kaspar grüßte Franz, den Portier des Landeskriminalamts Wien, und Anja ignorierte den forschenden Blick des Mannes, den sie vor einem Jahr das letzte Mal gesehen hatte. Angesichts all dessen, was damals passiert

war, konnte sie ihm nicht verdenken, dass er neugierig war.

*Wenn Anja kommt, gibt es meistens ein Durcheinander.
Wie aufregend!*

Sie folgte Kaspar, der einen anderen Weg nahm, als sie vermutet hatte. Zuerst dachte sie, er wolle sie in irgendeinen Besprechungsraum bringen, doch dann sah sie, dass er in ein anderes Büro umgezogen war. Es war größer, wohnlicher und mit einer Sitzgruppe aus mehreren Sofas eingerichtet, auf der mehr als sechs Personen Platz fanden.

»Schön«, sagte Anja und meinte es auch so.

»Sorry, dein altes Büro bewohnt jetzt ein Kollege von der Suchtgiftgruppe.«

Anja tat so, als würde sie nachdenken. »Hm ... Suchtgift? Danke für den Tipp, vielleicht funktioniert mein alter Schlüssel noch.«

Kaspar lächelte zerstreut, als er die Tür hinter ihr schloss und ihr einen Platz anbot. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, wandte sich dem Computer zu und bat sie, die Nonne zu beschreiben.

Anja rief sich die alte Frau noch einmal in Erinnerung. Das verwelkte Gesicht, das abgetragene Gewand. Doch sie war unzufrieden, als sie sich selbst reden hörte. Sie fand keine Worte, die dem Gefühl gerecht wurden, das sie gehabt hatte, als die Frau vor ihr gestanden hatte.

Als sie fertig waren, lachte Kaspar plötzlich, doch seine Augen lachten nicht mit.

»Triathlon?«, fragte er. »Im Ernst?«

»Warum denn nicht?«, gab Anja scharf zurück. »Denkst du etwa, ich bin zu alt für so etwas?«

»Das hast jetzt du gesagt. Wir könnten deine Hilfe wirklich gebrauchen, weißt du? Leute mit deiner Erfahrung fehlen im Team. Wie lange willst du noch davonlaufen?«

»Ich laufe davon?«

Kaspar nickte. »Nach wie vor. Es hat sich nichts geändert. Du fängst alle paar Monate etwas Neues an und vergeudest deine Zeit.«

Was er sagte, traf Anja. »Ich muss noch nachdenken«, erwiderte sie.

»Tu das. Du bist hier auf jeden Fall willkommen, ich hoffe, das weißt du.« Er sah ihr fest in die Augen.

»Danke.«

»Ich muss jetzt nach Hause, morgen beginnt eine intensive Arbeitswoche«, verkündete Kaspar dann. »Sehen wir uns morgen? Ich würde mich freuen, dich bei der Besprechung dabeizuhaben. Gleiche Zeit wie immer.«

»Ich überlege es mir«, sagte Anja und wandte sich zum Gehen.

Auf dem Weg durch die vertrauten Flure des LKA befühlte sie mit dem Daumen den Stumpf ihres fehlenden kleinen Fingers. Sie gönnte sich diese Nervositätsgeste und kämpfte nicht dagegen an. Anja dachte nur noch selten an das, was in Stein passiert war. Der Fall war abgeschlossen, er beschäftigte sie nicht mehr. Ein Psychiater, der im Rahmen der betrieblichen Gesundheitsvorsorge bei der Polizei arbeitete und den Kaspar ihr aufgeschwatzt

hatte, hatte während mehrerer Wochen versucht, irgendeine Art von Trauma aus Anjas Unterbewusstsein ans Licht zu holen. Nach fünf Sitzungen, in denen Anja bereitwillig über ihre Gedanken Auskunft gegeben hatte, hatte er ihr etwas enttäuscht bescheinigt, dass sie bei besser geistiger Gesundheit sei. Anja war in schallendes Gelächter ausgebrochen und hatte gewitzelt, dass die Stimmen in ihrem Kopf das auch immer behaupteten. Sie hatte ihn noch gefragt, ob sie das schriftlich haben könne, damit sie es sich einrahmen und an die Wand hängen konnte, quasi als Freibrief. Der Psychiater hatte das überhaupt nicht komisch gefunden.

Sie war fast beim Ausgang angelangt, als sie innehielt und sich neben dem Kaffeeautomaten auf einem der Plastikstühle niederließ. In diesem Bereich warteten üblicherweise Besucher, die einen Termin hatten und von einem Beamten abgeholt wurden.

Es war Abend geworden, und im LKA war es vergleichsweise ruhig. Die Korridore lagen in schummrigen Licht da. Einige Meter vor ihr war die Treppe, wo alle paar Minuten jemand herunterkam und an ihr vorbei durch die Vordertür hinausging, um Feierabend zu machen. Anja hörte, wie Franz in der Portierskabine derbe Witze mit einem Kollegen riss. Sie seufzte wehmütig. Sie mochte den Portier. Hinter seiner harten Schale verbarg sich ein echter Humanist, obwohl er wahrscheinlich laut gelacht hätte, wenn man ihn so genannt hätte. Anja verband viele gute Erinnerungen mit dem LKA und den Leuten hier. Ihr fiel ein, dass sie als Schülerin auch einmal hier geses-

sen hatte. Sie hatte eine Arbeit über die Wiener Polizei geschrieben und dazu den damaligen Chef des Landeskriminalamts interviewt. Die Polizisten hatten sie belächelt, aber so mancher hatte dann doch anerkennend die Brauen gehoben ob ihrer selbstbewussten, respektlosen Art. Damals hatte sie zum ersten Mal den Gedanken gehegt, dass sie Polizistin werden wollte. Sie war so vertieft in die Erinnerung, dass sie die Gestalt, die die Treppe herunterkam, erst nicht bemerkte. Der Mann blieb kurz mit gesenktem Kopf am Treppenabsatz stehen und ging dann die Stufen in den Keller hinab. Es ging alles so schnell, dass Anja sich nicht sicher war, aber sie glaubte, Kaspar erkannt zu haben. Wollte er nicht nach Hause gehen?

In diesem Moment bemerkte sie, dass jemand neben ihr stand.

»Frau Grabner?«

Die junge Frau war zierlich mit dünnen blonden Haaren. Sie trug einen unauffälligen einfarbigen Rock und ein graues Langarmshirt, in den Händen hielt sie eine Mappe.

Anja sah zu ihr hoch. »Ja?«

»Sie sind es wirklich!«, platzte die Frau voller Freude heraus. »Tut mir leid, aber ich habe so viel über Sie gehört. Sind Sie wieder im Dienst?«

»Ganz langsam«, gab Anja zurück, die auf diese Ansprache nicht vorbereitet war, aber zugeben musste, dass die direkte Art der jungen Frau etwas Entwaffnendes hatte. »Ich bin nur zu Besuch hier.«

Die Kleine verzog enttäuscht das Gesicht. »Oh, wie schade.«

Anja musterte sie. Die Frau war vielleicht 20, auf keinen Fall älter. »Arbeitest du hier? Bist du nicht noch zu jung?«

»Polizeischule«, strahlte sie. »Aber ich bin bald fertig. Ich bin ein großer Fan von Ihnen. Sie sind ein richtiges Vorbild!«

Anja sah sie ungläubig an, dann prustete sie vor Lachen los. »O Gott, nein. Ich bin doch kein Vorbild. Mir fallen da ein paar Dinge ein, die ich ganz anders machen würde, wenn ich in deinem Alter wäre.«

»Was denn? Wollen Sie es erzählen?«, fragte die Kleine, die sich nicht im Geringsten verunsichern ließ. »Wir wollten gerade etwas trinken gehen. Sie könnten doch mitkommen.«

»Wer sind *wir*?«

»Ich und ein paar Schulkameraden. Die werden Augen machen, wenn ich Sie mitbringe!«

»Ich weiß nicht«, sagte Anja, »vielleicht ein andermal.« Die Schülerin zuckte mit den Schultern. »Schade.«

Anja sah, dass sie enttäuscht war. Das war ihr unangenehm, sie hatte die Kleine nicht so schnell abwimmeln wollen.

»Und du willst wirklich Polizistin werden? Warum?«

»Ich will etwas bewirken«, erklärte die junge Frau stolz, »für die Gesellschaft.«

Anja verkniff sich ein Lachen. »Und die Polizei ist dafür das Richtige?«

Doch die Polizeischülerin meinte es ernst.

»Natürlich! Die Polizei soll die Einhaltung der Men-

schenrechte sicherstellen. Wie eine Menschenrechtsorganisation, das wissen Sie doch.«

»Wo hast du denn das her?«

Die Polizeischülerin sah sie ungläubig an. »Das lernt man doch in der Ausbildung. Sie nicht?«

»Ich glaube nicht, dass man das damals so nannte. Wie heißt du?«

»Sabrina.«

»Hat mich gefreut!«, sagte Anja. »Wir sehen uns bestimmt bald wieder, und dann habe ich vielleicht mehr Zeit. Wir trinken einen Kaffee, und du kannst mich alles fragen, was du willst.«

Da lächelte die Kleine glücklich. Sie verabschiedete sich und verschwand mit beschwingten Schritten.

Anja stand auf und verließ das LKA. Draußen auf der Straße war es dunkel und kühl geworden. Als sie sich noch einmal zu dem Gebäude umdrehte, wurde sie wehmütig.

Und dorthin will ich wirklich zurück?

Sie dachte an ihren Job beim Sicherheitsdienst, den sie aufgegeben hatte. An das gute Arbeitsklima bei Sec-Five, an die Arbeit, die ihr leicht von der Hand gegangen war und genug Freizeit gelassen hatte. Geregeltere Verhältnisse, kaum Überraschungen.

Ich weiß nicht, was ich will. Ich wusste es noch nie.

In diesem Moment hörte Anja Schritte. Der Klang von harten Absätzen hallte von den Häuserwänden wider, Damenschuhe.

Edith Hildebrandt, die Gerichtsmedizinerin, kam ihr vom Eingang des LKA entgegen. Sie schien so in Gedan-

ken versunken, dass sie Anja völlig entgeistert anstarrte, als sie sie bemerkte. Erst nach einem Moment hellte sich ihre Miene auf.

»Frau Grabner, mit Ihnen habe ich nicht gerechnet! Wie geht es Ihnen?«

Anja nickte freundlich. »Sehr gut, und Ihnen? Was machen Sie hier an einem Sonntag?«

»Ich hatte noch etwas in der Gerichtsmedizin zu erledigen. Sie müssen mich deshalb aber nicht bemitleiden. Ich lebe allein und lege keinen großen Wert auf Wochenenden.«

Hildebrandt hatte sich nicht verändert. Sie sah immer noch wie eine attraktive Mittfünfzigerin aus und das seit mindestens zehn Jahren. Sie trug meistens das gleiche dunkle Kostüm, wenn sie nicht ihren weißen Kittel übergeworfen hatte. Ihre kurzen blonden Haare waren ein wenig heller geworden, aber der Unterschied war kaum zu bemerken. Um ihren Hals baumelte ihr Markenzeichen, eine Lesebrille, die aus zwei Teilen bestand und sich mittels Magneten in der Mitte zusammensetzen ließ.

Anja schätzte ihre leicht spröde, ehrliche Art. Hildebrandt arbeitete akribisch, ja, geradezu pedantisch. Sie war ein Ruhepol in jeder Mordermittlung, und weil die Gerichtsmedizin nur wenige Häuserblöcke entfernt war, ging sie auch im LKA aus und ein und nahm oft an den Meetings der Mordgruppe teil.

»Kaspar hat es also getan«, stellte Hildebrandt fest. »Er hat schon länger davon geredet, dass er Sie anrufen will. Es wurde auch wirklich Zeit.«

»Er hat mich nicht angerufen«, klärte Anja sie auf. »Ich war es, die angerufen hat. Und ich hatte nicht den Eindruck, dass er mit mir reden will.«

»Ach ja?«

»Ich wollte ihn etwas fragen. Hat sich erledigt.«

Hildebrandt sah Anja neugierig an, doch dann akzeptierte sie, dass Anja nicht mehr dazu sagen wollte. »Hat er Ihnen gezeigt, woran er arbeitet?«

»Ja, er hat mich ins Haus dieser Familie geführt. Schreiner. Ihr Verschwinden scheint ihn sehr zu beschäftigen. Wie kommen Sie darauf?«

Hildebrandt fingerte an ihrer Lesebrille herum und sah nachdenklich zu Boden. »Was halten Sie von der Sache?«

Anja zuckte mit den Schultern.

»Hat er Ihnen von seiner Theorie erzählt?«, fragte Hildebrandt.

Da wurde Anja hellhörig. Kaspar hatte ihr das Haus gezeigt. Es war offensichtlich noch keine Spurensicherung durchgeführt worden. *Offiziell sind wir nicht hier.* So hatte Kaspar es ausgedrückt. Hildebrandt schien etwas anderes zu meinen.

»Welche Theorie?«, fragte Anja zurück.

Hildebrandt räusperte sich. »Er spricht nicht darüber. Ich habe es auch nur von seinen Kollegen gehört. Er redet immer von Zeitausgleich und Überstunden abbauen, aber in Wirklichkeit fährt er nicht nach Hause zu seiner Familie.«

Anja zog überrascht die Augenbrauen hoch. »Was meinen Sie?«

Hildebrandt kratzte mit dem Nagel ihres Zeigefingers an ihrer Brillenfassung, dann ließ sie die Brille los. »Kommen Sie mit.«

Anja folgte Hildebrandt zurück zum LKA. Drinnen wandte die Gerichtsmedizinerin sich an den Portier.

»Franz, hast du kurz Zeit? Wir müssen ins Archiv. Rufst du bitte jemanden, der uns aufschließt? Danke.«

»Ich kann einmal fragen«, grummelte Franz, der nicht gern herumkommandiert wurde. Nur wenige außer Hildebrandt hatten die nötige Autorität dafür.

Anja und Edith Hildebrandt warteten beim Kaffeeautomaten. Sie hörten Franz in seiner Kabine telefonieren, und zwei Minuten später kam ein junger Kollege von der Bereitschaft auf sie zu. Hildebrandt wiederholte ihre Bitte. Er zögerte, doch ein Blick von Franz genügte, um ihn zu überzeugen.

Sie folgten dem Bereitschaftspolizisten zu der Treppe, die in den Keller führte. Anja kannte den Weg blind, als Mordermittlerin war sie ihn oft gegangen. Im blassen Schein der Notbeleuchtung wirkten die Korridore fremd und vertraut zugleich. Ein seltsames Gefühl.

Sie erreichten das Archiv, und der Beamte schloss die Tür auf. Hier wurden die Akten aller Fälle der letzten fünfzig Jahre gelagert. Ein großer Teil davon war inzwischen digitalisiert worden, aber hin und wieder war es nützlich, sich die Originaldokumente anzusehen. So manche handschriftliche Notiz eines zuständigen Ermittlers und die eine oder andere Skizze waren nicht im System zu finden, sondern nur hier. Hildebrandt bat den